

Liebe im Schaumbad

Dominique Wolf bespielt mit ihren Performances Berlin – diesmal die heiß umkämpfte Cuvry-Brache

Die Show vor der Show beginnt am Freitag, einen Tag vor der Premiere. Als Dominique Wolf zum Gespräch ins „Freecuvry“-Gelände kommt, wo sie, in Sichtweite der Kreuzberger Oberbaumbrücke, seit zwei Monaten mit einer kleinen Schauspieltruppe ihr Stück „Wolfsfrieden“ vorbereitet, macht Flippi sie an, ein Punker mit Dreadlocks. Er kümmert sich um die Bar auf dem Gelände. Es geht um Geld und um Bier: „Halt die Fresse“, brüllt Flippi. „Schlag mich doch“ provoziert Dominique Wolf zurück. „He, bist Du bescheuert“, motzt Flippi, „brutal bin ich nicht.“

Abgang Flippi. Raffi, der mit französischem Akzent spricht, fährt auf seinem Fahrrad vorbei. „Das wird nichts“ sagt er. „Wie?“ fragt Wolf den zierlichen Mann laut in den sich entfernenden Rücken: „Was wird nichts?“ Raffi hält an, dreht sich um. „Mit dem Theater wird das nichts! Wir wollen das nicht!“

Ecke Cuvry-/Schlesische Straße muss der Spielplatz Berlin einen besonderen Test bestehen

Dominique Wolf ist perplex. „Wenn ihr sabotieren wollt, tut's! Ich mach das alles für Euch!“ „Wir werden demokratisch abstimmen. Du wirst schon sehen!“ Riffi fährt langsam weiter. „Was?!“ Trixi, eine junge Frau mit wildem, blondem Lockenkopf explodiert: „Wir haben abgestimmt! Alle! Vor drei Monaten. Auch die Roma! Wer den Theaterleuten was tut, kriegt es mit mir zu tun!“

Dominique Wolf, eine junge Berliner Schauspielerin und Regisseurin, sucht sich besondere Orte für ihre Projekte, für „Zwölf Gebote“ leer stehende Schleckerfilialen, oder jetzt, für „Wolfsfrieden“, die Cuvry-Brache, auf der im Zweiten Weltkrieg ein Bunker war, wie Frank erzählt, der, wie Flippi, aus Köln kommt, wo beide vor zehn Jahren Häuser besetzten. „Irgendwann haben wir uns hier bei Netto wieder getroffen.“ Frank ist vom Outfit her in etwa James Dean. Er glaubt, dass das Bunker-

Fundament der Grund ist, warum auf der Cuvry-Brache schon seit Mitte der neunziger Jahre eine verwildernde Landschaft entsteht, an der sich mehrere Investoren die Zähne ausgebissen haben. „Niemand weiß genau, ob überhaupt neu gebaut werden kann.“ Trotz bester Spreelage sind weder Shopping-Zentren noch Hotel oder Luxuswohnungen entstanden. Als 2012 das gentrifizierungsträchtige Kulturprojekt Guggenheim Lab drohte und sich neuer Protest regte, fanden die 12 000 Quadratmeter Brachland in die breitere Öffentlichkeit, wurden als Freiraum entdeckt. Freecuvry entstand, einige Polit-Protestler blieben, später kamen Sinti und Roma dazu. Eines Tages sei eine Roma-Familie vorne am Eingang gestanden und habe gefragt, ob sie rein dürften. Obwohl hier laut Wolf gar niemand fragen müsse. „Wir wussten ja nicht, was das alles verändert.“

Es ist Samstagabend. Am Nachmittag wurden letzte Unstimmigkeiten mit einer Flasche Wodka und anderen kleinen Bestechungen geklärt. „Es gab einen Moment, da sind Steine geflogen“, meint Dominique Wolf, die, von einer bunten Haarskulptur gekrönt, das Publikum in kleinen Gruppen durchs Gelände führt: Sonja kauert in einer Hütte vor fünf Zuschauern: eine Frau auf einem Klappstuhl, mit Laptop, der Rest auf Matratzen. Sonja pullert und hält einen Monolog, in den sich jeder einmischen kann. „Ich will nämlich heiraten“, am besten heute, nur die Quersumme des Geburtsdatums muss stimmen. Aber am Ende ist Sonja auch da tolerant. „Wenn es nur das ist!“

Sonja Chatterjee gibt ihrer Rolle etwas Süßliches, verstrahlt Mädchenhaftes, das genau passt. Ihre einfach eingerichtete Hütte – der Bewohner, der hier lebt, hat 50 Euro gekriegt und bleibt unsichtbar – ist eine Etappe im Stationenspiel aus einzelnen, kaum dramaturgisch zusammenhängenden Szenen, das sich Dominique Wolf ausgedacht hat. Auch bei anderen Stationen geht es um die Liebe. Eine Frau umgarnt einen Familienvater, ein Mann jault vor seinem Transvestiten-Freund im Schaum-

bad, eine Frau sinniert über Eltern und Melancholie.

Theater in Quartieren am gesellschaftlichen Rand. Die Münchner Kammerspiele haben mit „Bunnyhill“ vor einigen Jahren versucht, das Münchner Problemviertel Hasenberg in ihre Arbeit einzubinden. Doch mit Teilen von Freecuvry verglichen, wirkt der Münchner Norden nur wie verstofftes Kleinbürgertum. An der Ecke Cuvry-/Schlesische Straße geht der friedliche Abenteuerspielplatz Berlin derzeit durch einen besonderen Weltstadt-Test.

Bretterbuden auf festgetretenem Sand zwischen drei Meter hohem Gebüsch, keine Kanalisation, kein Wasser, Drogen, kei-

ne Schule für die Kinder, und wer vorbei kommt, riecht immer wieder Urin. Leute pinkeln gegen den Zaun, unter den Plakaten durch auf den Bürgersteig.

Das Besondere an dieser speziellen Berliner Ecke ist, dass Freecuvry nicht in einem Ghetto liegt, sondern an der Schlesischen Straße, dem neuen Kreuzberger Ballermann, direkt neben überbewerteten Billigrestaurants, in denen Söhne und Töchter aus der ganzen Welt das Geld ihrer Eltern auf den Kopf hauen. Kein Luxushotel am Rande, wie man sie in echten Slums anderer Länder oft findet – aber fröhlich konsumierende Mittelklasse ist auch ein Kontrast. Doch was macht Dominique Wolf aus den

Spannungen? Abgesehen von Darstellerin Sonja leider viel zu wenig.

Die Schauspieler wirken auf ihren kleinen Holzbudenbühnen wie coole Fremdkörper, Beziehungen zwischen Ort und Spiel sind selten. Die meisten Sätze kann man sich auch in einem Penthouse vorstellen. Selbst die Bewegungen der Tänzerin, die nach den Hütten-Szenen kurz im Mittelpunkt steht, bleiben unbestimmt esoterisch. Was ein Rätsel bleibt, warum die am Ende per Schiff passierende Opernsängerin ausgerechnet „Carmen“ intoniert. Hoffentlich nicht, weil jemand glaubt, dass Bizets Zigeunerromantik etwas mit dem Leben der Roma hier zu tun habe.

Die Bewohner sind kaum in das Spiel einbezogen worden – daran krankt das Spektakel

Aber auch der Rest des Wolfsfriedens-Spektakels krankt daran, dass die Bewohner kaum mit ins Spiel einbezogen sind. Wenn Wolf das gewagt hätte, wäre der Truppe wohl nichts anderes übrig geblieben, als sich mit den Problemen der Leute, bei denen sie zu Gast sind, auch mit theatralischen Mitteln auseinander zu setzen. Der Plan, die Bewohner, während die Zuschauer durchs Gelände gehen, in dessen Mitte mit einem Dinner fürstlich zu bewirten und so die Situation ironisch zu brechen, geht nur teilweise auf. Vielleicht, weil die fünfzig Meter lange, leere weiße Tafel irritiert. Schließlich wird es ein informelles Lammgulasch-Bufferet. Statt etwas für die Bewohner tun zu wollen, wäre es spannender gewesen, mit ihnen zu arbeiten.

Doch manche Bewohner bringen sich einfach selber wieder mit ins Spiel. Nach dem Opern-Finale, die meisten Zuschauer haben den Platz schon verlassen, steigt die After-Show: Wolf mitten in der Romastraße. Sie schreit, weint beinahe: „I want my candles back, I did everything for you!“ Sie hört nicht auf, bis der wichtigste, der silberne Kerzenhalter wieder zurückgebracht wird. **HANS-PETER KUNISCH**



Die Tänzerin Elsa Loy im Stück „Wolfsfrieden“ auf der Cuvry-Brache, die der Performance-Gruppe als Experimentierfeld dient.

FOTO: MAJA HITIJ/DPA